

PHILOLOGIE UND VOLK BEI JACOB GRIMM

AKIRA SHIMIZU

I. *Einleitung*

Jacob Grimm schreibt in der Vorrede zum „Deutschen Wörterbuch“ (DWB) (1854): „Über eines solchen werkes antritt musz, wenn es gedeihen soll, in der höhe ein heilbringendes gestirn schweben. ich erkannte es im einklang zweier zeichen, die sonst einander abstehen, hier aber von demselben inneren grunde getrieben sich genähert hatten, in dem aufschwung einer deutschen philologie und in der empfänglichkeit des volks für seine muttersprache, wie sie beide bewegt wurden durch erstarkte liebe zum vaterland und untilgbare begierde nach seiner festeren einigung.“¹

Eine Stelle, die man in der ziemlich langen Vorrede² leicht übersehen könnte; aber beim genaueren Lesen stellt es sich heraus, dass hier von keiner Selbstverständlichkeit die Rede ist. Jacob Grimm sieht nämlich die Bedingung für das Angehen des DWB „im einklang zweier zeichen“, d.h. des „aufschwung[s] einer deutschen *philologie*“ und „der empfänglichkeit des volks für seine *muttersprache* [kursiv von mir, A.S.]“. Ist diese Koppelung „Philologie — Volk“ selbstverständlich?

J. Grimm gilt bekanntlich als Romantiker *und* Philologe; aber die Verbindung Romantik — Philologie lässt sich nicht ohne weiteres rechtfertigen. Andererseits kann der Auftritt des Volks im obigen Kontext aus der damaligen politischen Zersplitterung Deutschlands erläutert werden, jedoch bleibt die Koppelung des Volks mit Philologie ungeklärt.

In diesem Aufsatz versuche ich zu klären, warum J. Grimm fürs DWB diese zwei Säulen Philologie und Volk überhaupt brauchte.

II. „Normgrammatik“ vor J. Grimm

In der deutschen Sprachgeschichte gilt J. Grimm als Pionier der neuen deutschen Sprachforschung, der — den Rahmen der „Normgrammatik“ des 17. und 18. Jahrhunderts sprengend — die Bahn der historischen Sprachwissenschaft legte. Indem er die Ahistorizität seiner Vorgänger kritisierte, etablierte er die Sprachforschung als *Wissenschaft*. Wo liegt dabei der Kern des konzeptuellen Unterschiedes zwischen ihm und seinen Vorgängern? Um dies klar zu erkennen, möchte ich zunächst auf die Grammatiken vor J. Grimm kurz eingehen.

¹ Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd.1, Berlin 1854, Sp.III.

² Die Vorrede besteht aus 68 Spalten (eine Seite besteht aus zwei Spalten) und entspricht quantitativ gut einem Taschenbuch.

Die Beschreibung der deutschen Grammatik begann in der ersten Hälfte des 16. Jh.s. Am Anfang waren eher praktische Lehrbücher³ oder unter dem starken Einfluss des Humanismus entstandene, auf Latein verfasste Grammatiken⁴ vorherrschend. Von der ersten Hälfte des 17. Jh.s ab erschienen allmählich Werke, in denen verschiedene Aspekte der Sprachregelung bzw. -reinigung betont wurden und die deshalb „Normgrammatik“ genannt werden können. Mit der „Normgrammatik“ eng verbunden, entstanden „Sprachgesellschaften“, von denen die früheste, die „Fruchtbringende Gesellschaft“,⁵ von besonderer Bedeutung war. Hier versammelten sich viele Grammatiker und Dichter — meistens adliger Herkunft — und machten Vorschläge zur Reinigung der deutschen Sprache; einer unter ihnen, Martin Opitz, behauptete in seinem „Buch von der deutschen Poeterey“,⁶ dass die deutsche Sprache „reine“ und „deutlich“ sein müsse, um „eleganz und zierlichkeit“ zu erlangen, und dass zum „reine“-Sein der Sprache „Hochdeutsch“ (gehobenes Deutsch) unbedingt erforderlich sei.

„Hochdeutsch“ bedeutet hier praktisch die Sprachvariante, die auf dem Ostmitteldeutschen basierte, wobei die Usus verschiedener Kanzleien des deutschen Sprachgebiets berücksichtigt wurden. Immerhin war dieses „Hochdeutsch“ — im Gegensatz zum Französischen, das damals schon eine *wirkliche* Normsprache, die am königlichen Hof, kannte — teilweise konstruiert, d.h. es war eine Sprache, die in der Wirklichkeit nirgendwo zu finden war. Die *Idealität* kann man auch bei Schottelius⁷ und Stieler,⁸ beide Zeitgenossen von Opitz, erkennen, die die — ebenfalls nirgendwo gesprochene — „deutsche Hauptsprache“ als Norm postulierten. Diese Idealität teilte auch Gottsched in der ersten Hälfte des 18. Jh.s, und zwar dadurch, dass er eine von Mundarten völlig befreite „Kunstsprache“ anstrebte.⁹ Dagegen stellte Adelung (in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s) sein ideales Deutsch als die „hochdeutsche Mundart“ dar; er behauptete damit, dass diese Normsprache auf dem Sprachgebrauch in den „obern Classen“ Obersachsens basiere und daher eine bereits wirklich praktizierte „Mundart“ sei.¹⁰ Man muss jedoch darauf achten, dass sich Adelung — trotz der Zentralstellung des *Sprachgebrauchs* in seinem Schema, wenn es diesen in der Wirklichkeit

³ Z.B. V. Ickelsamer, *Teutsche Grammatica*, Nürnberg 1537.

⁴ Laurentius Albertus, *Teutsch Grammatick oder Sprach-Kunst* [...], Augsburg 1573; Albert Oelinger, *Vnderricht der Hoch Teutschen Spraach: Grammatica institutio verae Germanicae linguae* [...], Straßburg 1573; Johannes Clajus, *Grammatica Germanicae Linguae* [...] ex Bibliis Lvytheri Germanicis et aliis eius Libris Collecta, Leipzig 1578.

⁵ Deren bekannte Vertreter sind: Wolfgang Ratke (Ratichius) (1571-1635), Justus Georg Schottel (Schottelius) (1612-1676), Christian Gueintz (1592-1650), Martin Opitz (1597-1639).

⁶ Martin Opitz, *Buch von der deutschen Poeterey*, Breslau 1624 (In: M. Opitz, *Gesammelte Werke*, Kritische Ausgabe, hrsg. v. G. Schulz-Behrend, Bd.II, 1. Teil, Stuttgart 1978, S.331-416).

⁷ Vgl. Justus Georg Schottelius, *Ausführliche Arbeit Von der Teutschen Haupt-Sprache*, Braunschweig 1663 (Neudruck: Tübingen 1995).

⁸ Vgl. Kasper von Stieler, *Kurze Lehrschrift Von der Hoch-Teutschen Sprachkunst*, Nürnberg 1691.

⁹ Allerdings wird auch bei Gottsched als das konkrete Idealbild das Meißnische Deutsch in seiner „literaturgängigen Oberform“ angeführt, und in dieser zweischichtigen Norm erkennt man die Ähnlichkeit mit Opitz (vgl. Johann Christoph Gottsched, *Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst*, Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasst, Leipzig 1748).

¹⁰ Vgl. Johann Christoph Adelung, *Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache*, Leipzig 1782, S.XXII; Ders., *Versuch eines vollständigen grammatischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart*, Leipzig 1774-1786. Dabei wird „der gute Geschmack“ betont: „Der gute Geschmack hat die *Hochdeutsche Mundart* [kursiv von mir, A.S.] aus allen übrigen heraus gehoben, und muß sie daher auch vor der Vermischung mit denselben bewahren.“ (Ders., *Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache*, S.89).

überhaupt gab — wie seine Vorgänger „Hochdeutsch“ als eine *gehobene Sprache* vorstellte.¹¹ In diesem Sinne kann man auch ihn zu den Normgrammatikern zählen.¹²

Ob sie das ideale Deutsch als die „Hauptsprache“ betrachteten oder als die „Mundart“, die Normgrammatiker strebten im 17. und 18. Jh. nach dem „Hochdeutsch“, das auf dem Ostmitteldeutschen bzw. Obersächsischen basierte, wobei die Amtsprache in der höfischen Kanzlei und die der oberen Klassen praktisch als dem Idealbild nah angesehen wurde. Andererseits muss man darauf achten, dass die „Gelehrsamkeit“, nach Auffassung der genannten Grammatiker, dieses „Hochdeutsch“ in intellektueller Hinsicht garantieren sollte. In Bezug auf die Dichtkunst schrieb Opitz, dass er „es für eine verlorene arbeit halte / im fall sich jemand an vnserde deutsche Poeterey machen wolte / der / [...] / in den griechischen vnd Lateinischen büchern nicht wol durchtrieben ist / vnd von ihnen den rechten grieff erlernt hat.“,¹³ und Schottelius definierte „die Hochteutsche Sprache“ als „Lingua ipsa Germanica, sicut *virī docti, sapientes & periti* [kursiv von mir, A.S.] eam tandem receperunt & usurpant.“.¹⁴ Hierzu meinte Adelung, dass die Gebiete Meißen und Obersachsen, wo man den als Norm zu betrachtenden Dialekt sprach, „der vornehmste Sitz des *Geschmacks* und der *Gelehrsamkeit* [kursiv von mir, A.S.] in ganz Deutschland“¹⁵ wären.

Im großen und ganzen kann man sagen, dass der Begriff „Hochdeutsch“ zu der Zeit der Normgrammatik auf der Sprache der Oberklasse in ostmitteldeutschen oder obersächsischen Gebieten basierte, wobei die „Gelehrten“ dieser Sprachvariante eine *intellektuelle Garantie* gaben.¹⁶

III. J. Grimm und die „historische Sprachwissenschaft“

Wie bekannt, entwickelte sich die historische Forschung der (vor allem indo-europäischen) Sprachen im 19. Jh., wobei die historische Sprachwissenschaft an die Stelle der bisherigen Normgrammatik trat. Der Anfang der historischen Sprachwissenschaft geht zwar auf den Engländer William Jones zurück, der in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s die Hypothese über denselben Ursprung des Sanskrits einerseits und des Griechischen und Lateinischen andererseits aufstellte. Aber erst die „Deutsche Grammatik“ von J. Grimm (Bd. I, 1819)¹⁷ setzte die Zäsur für ihre systematische wissenschaftliche Entwicklung.

Man kann diesen Wandel von der Normgrammatik zur historischen Sprachwissenschaft als einen Paradigmawechsel der Linguistik¹⁸ betrachten, wobei J. Grimm genug Gründe hatte,

¹¹ Vgl. Ders., Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, S.XXII, XXVII, XXXIII, 81, 83 usw.

¹² Bei Adelung findet sich nicht nur der Aspekt des Normgrammatikers, sondern auch der des modernen, „deskriptiven“ Grammatikers, der von Herders „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ beeinflusst war. Dieser behauptete, dass jede Sprache sich — von dem Klima und der Lebensweise der Leute abhängig — eigenartig entwickelt. Auf diesen zweiten Aspekt gehe ich in diesem Aufsatz nicht ein.

¹³ Opitz, a.a.O., S.359.

¹⁴ Schottelius, a.a.O., S.174.

¹⁵ Adelung, Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, S.82.

¹⁶ Das betrifft jedoch nur die Idee und Auffassung der Sprache bei den genannten Grammatikern; ich lasse hier die Tatsache außer acht, dass das süddeutsche „gemeine Deutsch“ bei der Bildung des heutigen Normdeutschen nicht wenig Einfluss ausgeübt hat.

¹⁷ Jacob Grimm, Deutsche Grammatik, Bd.1, Berlin 1819.

¹⁸ Dieser Paradigmawechsel entspricht ungefähr dem von der „grammaire générale“ zur „philologie“, wie Michel Foucault sie nannte (vgl. Michel Foucault, Les mots et les choses, Paris 1966, S.292 ff.).

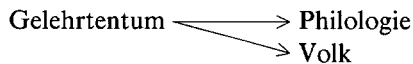
sich von seinen Vorgängern wie Adelung oder Von der Hagen *öffentlich* — und in diesem Sinne *politisch* — abzusetzen. Denn es war damals von entscheidender Bedeutung, sich in den komplizierten — freundlichen oder feindlichen — personalen Beziehungen bemerkbar zu machen, um seine Thesen durchzusetzen.¹⁹ In der Tat kritisierte J. Grimm heftig die historische Ignoranz Adelungs,²⁰ und Von der Hagen wurde von Grimm für seine „Unwissenschaft“ gebrandmarkt, als sich das Paradigma von der — sozial und politisch orientierten — *pädagogischen* Zielsetzung zur — von Grimm geförderten — *wissenschaftlichen* Zielsetzung verschob.²¹ In seinen frühen Besprechungen und später z.B. in der Vorrede zum DWB versuchte J. Grimm, sich von seinen Vorgängern strategisch aggressiv abzusetzen, indem er den Gegensatz „Philologe — Liebhaber“ bzw. „Philologie — Dilettantum“ schematisch zugespitzt in den Vordergrund rückte.²²

IV. „Philologie und Volk“ als Kontrastierungsstrategie gegen die „Gelehrten“

Aber dies war nicht alles, was J. Grimm als Kontrastierungsstrategie gegen die ihm vorangehenden Normgrammatiker und deren zeitgenössische Nachfolger in die Tat umsetzte.

Was der Normgrammatik im 17. und 18. Jh. eine *intellektuelle* Garantie gab, war, wie oben gesehen, die „Gelehrsamkeit“, die von den Gelehrten verkörpert war. Diese „Gelehrsamkeit“ war vom Inhalt her ahistorisch und hatte noch keine wissenschaftliche Methodik wie das 19. Jh.; das „Hochdeutsch“ als ihr Ideal sollte — sozial gesehen — von den *oberen Klassen* unterstützt werden, d.h. von der höfischen Gesellschaft und deren Umgebung, die seit dem 17. Jh. existierten und nach Barock rochen.²³

Die Stellung der vormodernen Gelehrten entsprach jedoch nicht der „deutschen Philologie“ als moderner Wissenschaft, und auch in sozialer Hinsicht passte die höfische Art nicht zum Bürgertum des 19. Jh.s. Deshalb rückte J. Grimm den Begriff „Volk“, der der damaligen bürgerlichen Gesellschaft viel besser passte, in den Vordergrund. Folglich stellt er dem ehemaligen Gelehrtentum die Philologie²⁴ (als Wissenschaft) einerseits und das Volk (als soziale Grundlage dafür) andererseits in seinem neuen Schema gegenüber.



Um die „deutsche Philologie“ als Wissenschaft — im Unterschied zum „Gelehrtentum“ — zu etablieren, kritisierte J. Grimm gründlich die Ahistorizität und die Unwissenschaftlichkeit seiner Vorgänger, während er das „Volk“ als die soziale Grundlage der Philologie heranzog, um dadurch die oberen Klassen, die das ehemalige „Gelehrtentum“

¹⁹ Über J. Grimms Aggressivität gegenüber seinen Vorgängern und Zeitgenossen (vor allem Von der Hagen), s. Lothar Bluhm, *Die Brüder Grimm und der Beginn der Deutschen Philologie*, Hildesheim/Zürich 1997.

²⁰ DWB, Sp.XXIV.

²¹ Bluhm, a.a.O., S.100.

²² Vgl. a.a.O., S.314.

²³ Es ist an den aristokratischen Charakter der genannten „Fruchtbringenden Gesellschaft“ und des „Kulturpatriotismus“ im 17. Jh. zu erinnern.

²⁴ Vorsichtshalber bemerkt, existierte natürlich die „klassische Philologie“ schon vor Benecke und Grimm. Was ich in diesem Aufsatz „Philologie“ nenne, ist die deutsche Philologie (= Germanistik), die im Laufe des 19. Jh.s ein selbständiges wissenschaftliches Fach wurde.

praktisch unterstützten, zu ersetzen.²⁵

Im folgenden möchte ich den Begriff „Volk“ bei J. Grimm näher betrachten. Dadurch kann man das strategische Ziel Grimms besser verstehen.

V. *Volk bei J. Grimm*

J. Grimm betrachtet das Volk als die Gesamtheit derjenigen, die dieselbe Sprache sprechen.²⁶ Aber da „eine und dieselbe Sprache“ letztendlich politisch bestimmt bzw. anerkannt wird, hat diese Definition des Volks einen zirkulären Charakter.²⁷ Man muss auch darauf achten, dass er das Wort „deutsch“ (das dieselbe Sprache und dasselbe Volk ausdrücken sollte) manchmal eher im Sinne von „germanisch“ benutzte: er nannte nämlich auch skandinavische Sprachen „deutsch“.²⁸ Seine Definition des Volks erweist sich also nicht nur als unklar, sondern vor allem als problematisch.

Zudem benutzte J. Grimm verschiedene Zusammensetzungen mit „Volk“. Unter dem Einfluss Herders richteten die Brüder Grimm bekanntlich ihren Blick nicht nur auf die Sprache, sondern auch auf die alte germanische Welt und benutzten dabei, neben „Volk“ selbst, Herdersche Neologismen wie „Volksgeist“ oder „Volkskultur“. Darüber hinaus behaupteten sie, dass das im Mittelalter entstandene Nibelungenlied nicht aus der höfischen Kultur stamme, sondern eine „Volksdichtung“ sei,²⁹ die unter den gewöhnlichen Leuten tradiert und allmählich vervollständigt worden sei. Sie benutzten auch das Wort „Volkspoesie“ quasi im Sinne der „Naturpoesie“ — im Gegensatz zur „Kunstpoesie“³⁰ — und priesen dabei die Volkspoesie hoch. Im Volk der Zusammensetzungen wie „Volksdichtung“ oder „Volkspoesie“ entdeckt man eher einfache und unverdorrene Leute, die das andere Extrem zur künstlichen höfischen Kultur bilden, und insofern ist hier ein ziemlich positives „Volks“-bild dargestellt.

J. Grimm benutzte auch Wörter wie „volksmundarten“ und „volksdialekt“, die zum Ausdruck der Sprache bzw. des Sprachgebrauchs des Volks dienen. In der Vorrede zu seiner „Deutschen Grammatik“ schrieb er, dass er die „volksmundarten, im gegensatz zur edleren sprache der dichter und schriftsteller [...] nur ausnahmsweise [...] berührt“³¹ hätte und, wenn

²⁵ Im obigen Schema habe ich *nicht* die doppelten (parallelen) Beziehungen „Gelehrtentum — Philologie“ und „obere Klassen — Volk“ aus vier Termen vorausgesetzt. Der Grund ist, dass die Gelehrten die Zugehörigkeit der Normsprache zu den oberen Klassen als Selbstverständlichkeit nur *voraussetzten*, während J. Grimm den Begriff „Volk“ — *strategisch* — als ein Programm *vorschlug*.

²⁶ Vgl. DWB, Bd.1, Sp.LXVIII: „der ruhm unserer *sprache* und unsers *volks* [kursiv von mir, A.S.], welche beide eins sind“.

²⁷ Man findet das Schema „Volk = Sprache“ jedoch nicht nur bei J. Grimm. Auch Adelung schrieb z.B.: „Die Sprache ist das wichtigste Unterscheidungsmerkmal eines Volkes. Es kann seine Sitten, seine Gebräuche, selbst seine Religion ändern, und es bleibt noch immer eben dasselbe Volk; aber man gebe ihm eine andere Sprache, so verhält sich alles ganz anders.“ (Adelung, Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, S.5)

²⁸ Das sieht man z.B. daraus, dass sein Werk „Deutsche Rechtsaltertümer“ auch skandinavische (und manchmal sogar englische) Beispiele enthält (vgl. Jacob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, Leipzig 1899 (Nachdruck: Darmstadt 1983)).

²⁹ Vgl. Bluhm, a.a.O., S.218.

³⁰ Vgl. a.a.O., S.287 (Anm.).

³¹ J. Grimm, Deutsche Grammatik, 2. Nachdruck der Ausgabe, Berlin 1870 (Neudruck: Hildesheim/Zürich/New York 1989), Bd.1, S.XI.

man den „gemeine[n] volksdialekt“ und die „gebildete schriftsprache“ vergliche, dann fühlten sie als Deutsche nur „kraft der schriftsprache [...] lebendig das band [ihrer] herkunft und gemeinschaft“.³² Auch hier sollte das „Volk“ als ein einfaches, „volkstümliches“ Wesen verstanden werden. Wenn also „Volk“ mit Ausdrücken für „Sprache“ wie „mundarten“ oder „dialect“ verbunden wird, dann hat das Wort „Volk“ bei J. Grimm — im Gegensatz zu „edel“ oder „gebildet“ — einen negativen Wert. Warum?

Das Wort „Volk“ ist an sich polysemisch und kann ins Englische als „people“, „nation“, „race“ oder „populace“ übersetzt werden. Man kann es also zugleich *flexibel* und *vage* gebrauchen. Dies ist oft für den Sprecher angenehm, aber der Hörer hat es manchmal schwer, die Bedeutung präzise zu erfassen. J. Grimm betonte in Ausdrücken wie „Volksdichtung“ oder „Volkspoesie“ den „volkstümlichen“ Aspekt des Wortes (= einfache Leute, populace). Das stimmt mit der Haltung der Brüder Grimm in „Kinder- und Hausmärchen“ überein, wo sie vorgaben, die Märchenstoffe vom *einfachen Volk* gesammelt zu haben: die Brüder Grimm als *Freunde des Volks*. Aber die Forschungen über „Kinder- und Hausmärchen“ haben längst nachgewiesen, dass ihre Quelle nicht etwa eine hessische Bäuerin, sondern die aus dem Hugenottenadel stammende Gräfin von Aulnoy war, usw. Und es ist ebenfalls bekannt, dass die Gräfin von den Kunstmärchen des Franzosen Perrault beeinflusst war.³³ Weder Jacob noch Wilhelm hatten also einen wirklichen Kontakt mit dem „Volk“ in diesem Sinne, sondern sie verschafften sich Stoffe aus der Oberklasse. Und wenn es sich um sein eigenes Interesse handelte, machte J. Grimm sogar einen diskriminierend zu nennenden Vorschlag, im Nationalparlament dem „gelehrtenstand“ das doppelte Wahlrecht gegenüber der „volksmasse“ (bzw. „einfache[m] volk“) zu geben, und dies wegen der höheren Persönlichkeit der Gelehrten.³⁴

Wie gezeigt, rückte J. Grimm — als Image-Strategie — das „Volk“ im „volkstümlichen“ Sinne in den Vordergrund, während er keinen Kontakt mit der entsprechenden Sozialschicht hatte und sie eher geringschätzte, wie es in den Ausdrücken „volksmasse“ oder „einfaches volk“ ersichtlich ist. Die oben angegebenen Wörter „volksdialekt“ und „volksmundart“ könnten auch zu dieser Bedeutungsweise des „Volks“ gerechnet werden. Diese Orientierung am Gelehrtentum in sprachlicher Hinsicht erkennt man auch daran, dass er in einem Brief an Benecke schrieb, er wolle „die grammatik der gebildeten sprache“ verfassen.³⁵

In diesem Zusammenhang darf man auch „Deutsche Rechtsaltertümer“ und „Von der Poesie im Recht“³⁶ — beide handeln von Rechtsusus der Germanen seit dem Mittelalter und den damit zusammenhängenden sprachlichen Problemen — nicht außer acht lassen. In diesen Werken reihen sich Zitate aus „Tacitus, aus den alten gesetzen, aus urkunden des mittelalters und aus weisthümern, die erst vor hundert jahren aufgeschrieben wurden“,³⁷ und sie sollen die Tradition des germanischen Gewohnheitsrechts — gegenüber dem römischen Satzungsrecht — belegen. Am Anfang des Werkes „Von der Poesie im Recht“ schrieb er: „noch heut zu tag haben sich sitte, spruch und gewohnheit der landeseinwohner nicht so ganz von der alten sage,

³² A.a.O., S.XIII.

³³ Klaus von See, *Die Göttinger Sieben, Kritik einer Legende*. Heidelberg 1997, S.80.

³⁴ A.a.O., S.82.

³⁵ Bluhm, a.a.O., S.248f.

³⁶ Jacob Grimm, *Von der Poesie im Recht*, 1815 (In: Jacob Grimm, *Kleinere Schriften* 6 (1882), Rezensionen und vermischte Aufsätze. 3. Teil, Hildesheim/Zürich/New York 1991, S.152-191).

³⁷ J. Grimm, *Deutsche Rechtsaltertümer*, Bd.1, S.VIII.

noch von der frischen natur des alten gesetzes entfernen können; in mund und weise unseres gemeinen mannes tilgen sich manche spuren noch nicht aus, die zum trotz dem langen zwischenraum mit dem wege des alterthums zusammentreffen.“³⁸

Diese Passage erweckt den Eindruck, dass die gute Tradition des germanischen Rechts vom „Volk“ (im oben genannten Sinne) erhalten worden wäre und dass der Verfasser, in diese Tradition einstimmend, das Buch schriebe. Aber was J. Grimm hier „alterthum“ nennt, ist — nach den Ergebnissen der heutigen Forschung — keine historische Wirklichkeit mit ihren Territorialstaaten und Städten, sondern ein „durch die Geschichte hindurch lebendes ‚überhistorisches alterthum‘“,³⁹ das in jedem Moment der Vergangenheit angenommen werden kann, gleich ob es im realen Altertum, im Mittelalter oder in der frühen Neuzeit auftritt. Und die Germanen, die dieses abstrakte, fiktive „alterthum“ in verschiedenen Gebieten verkörpern, sind bei J. Grimm „Volk“ genannt.⁴⁰

VI. Die Bedeutungsverschiebung von „Volk“ bei J. Grimm

Was trieb aber J. Grimm zum Versuch, in einer Reihe von Werken (u.a. „Deutsche Rechtsaltertümer“) dieses *erdichtete* (oder harmloser gesagt: *abstrakte*) „alterthum“ zu rekonstruieren?

Im Unterschied zu England und Frankreich, die seit der frühen Neuzeit den Weg zum Nationalstaat ständig verfolgten, gab es bekanntlich in Deutschland seit dem Mittelalter zahlreiche, ziemlich autonome Territorialstaaten, die bloß im lockeren Rahmen des Heiligen Römischen Reichs zusammengefasst waren. 1806 ging sogar dieser lockere Rahmen auseinander. Auch der 1815 entstandene „Deutsche Bund“ bestand aus souveränen Staaten. Das vereinigte „Deutschland“, das es seit dem Mittelalter nie gegeben hatte, existierte damals immer noch nicht. In der Hoffnung auf Vereinigung ihres Vaterlandes nährten die Deutschen die Idee der „deutschen Nation“. Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ (1807-1808), kurz nach dem Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reichs gehalten, bezeugten schon durch ihren Titel diese Idee. Vor diesem historischen Hintergrund kann man durchaus sagen: um die Diskrepanz zwischen der Nonexistenz des Nationalstaates und dem ideellen „Deutschland“ zu überbrücken, wurde das abstrakte „alterthum“ der Germanen von J. Grimm rekonstruiert.⁴¹

Aber das „Volk“, das in den Werken wie „Deutsche Rechtsaltertümer“ oder in den Ausdrücken wie „Volks poesie“ oder „Volksdichtung“ auftritt, kann kein mit dem französischen oder englischen Nationalstaat vergleichbares Prinzip werden, auch wenn man davon absieht, dass dieses „Volk“ eine bloße Idee ist. Mit anderen Worten: das Wort „Volk“ zeigte immer noch die romantische Färbung „einfache Leute“, während es in die konkrete politische Situation Europas gezogen wurde und daher auch die Bedeutung „deutsche Nation“ in der internationalen politischen Dynamik tragen musste.

³⁸ J. Grimm, Von der Poesie im Recht, S.153.

³⁹ Junichi Murakami, Jacob Grimm to doitsu-seishinshi — „Volk“ no gainen o chūshin to shite (In: Taniguchi/Murakami/Kazama/Kawai/Ozawa/Rölleke, Gendai ni okeru Grimm, Tokyo 1985, S.57-100), S.84.

⁴⁰ A.a.O., S.84f.

⁴¹ A.a.O., S.94: „Grimm hat [...] als Ersatz des „Nationalstaates“ eine großartige Systematisierung eines germanischen „alterthums“ versucht.“ Murakami spricht auch vom „germanischen alterthum“ als einer „systematisierten Tradition“ (A.a.O., S.93). Dabei denkt er vermutlich an eine Form der *Traditionsverfälschung* in der Neuzeit.

J. Grimm war sich dieser Bedeutungsverschiebung durchaus bewusst. Auf der Vieldeutigkeit des Wortes „Volk“ fußend, entfaltete er eine geschickte Rhetorik. Es scheint sogar, dass gerade diese Vieldeutigkeit für seine Strategie unentbehrlich war: „Seit den befreiungskriegen ist *in allen edlen schichten der nation* anhaltende und unvergehende sehnsucht entsprungen nach den gütern, die *Deutschland* [kursiv von mir, A.S.] einigen und nicht trennen, die uns allein den stempel voller eigenheit aufzudrücken und zu wahren im stande sind.“⁴² In dieser Passage aus der Vorrede zum DWB handelt es sich um das Interesse der „nation“ („Deutschland“) unter der französischen Herrschaft, und es ist schwer denkbar, dass das eher idyllisch zu nennende „Volk“ (im „volkstümlichen“ Sinne) gemeint ist. Im letzten Abschnitt derselben Vorrede appelliert er ferner an die Deutschen: „*Deutsche geliebte landsleute* [kursiv von mir, A.S.], welches reichs, welches glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgethane halle eurer angestammten, uralten sprache, lernet und heiligt sie und haltet an ihr, eure volkskraft und dauer hängt in ihr. noch reicht sie über den Rhein in das Elsass bis nach Lothringen, über die Eider tief in Schleswigholstein, am ostseegestade hin nach Riga und Reval, jenseits der Karpathen in Siebenbürgens altdakisches gebiet.“⁴³ Diese „landsleute“ können nicht (nur) einfache, die Tradition der Vorfahren bewahrende Leute, z.B. eine hessische Bäuerin, sein. Den Diskurs Grimms kann man als nationalistisch (od. nationalbewusst) einstufen, und das „Volk“ im Ausdruck „volkskraft“ meint viel weniger „einfache Leute“ als vielmehr „Nation“.

Wie wir gesehen haben, trägt das Volk bei J. Grimm einerseits eine „volkstümliche“ Maske; andererseits hat es die Färbung des *Nationalismus*, der deutschen Nation. Er war vor dieser Zweideutigkeit des Wortes weniger nachlässig als willig, sich durch die Manipulation der Bedeutung dem damaligen „nationalbewussten“ Bürgertum — und *nicht* dem „einfachen volke“ — anzuschließen.

Außerdem kann man „Die Göttinger Sieben“ als eine weitere, die strategische Haltung J. Grimms bezeugende Episode nennen. Als der König Ernst August von Hannover 1837 die demokratische Verfassung vom Jahre 1833 außer Kraft setzte, protestierten dagegen sieben Professoren an der Göttinger Universität, darunter Jacob und Wilhelm Grimm, weshalb sie dann des Landes verwiesen wurden. Es ist schon gesagt worden, wie sehr J. Grimm — außer der Selbstgefälligkeit in seiner Behauptung und der Intoleranz gegenüber anderen Meinungen — danach strebte, sich als Verfechter der Demokratie darzustellen, obwohl er sich in wirklichen politischen Verhältnissen nicht gut auskannte.⁴⁴

VII. Schlussfolgerung

In diesem Aufsatz habe ich versucht zu klären, warum J. Grimm, der von der „Normgrammatik“ zur „historischen Sprachwissenschaft“ fortschritt, neben „Wissenschaft = Philologie“ die Wendung vom „Gelehrtentum“ zum „Volk“ brauchte.

Das „Volk“ in der Bedeutung „einfache Leute“ wurde als Ersatz der oberen Klassen und der höfischen Gesellschaft, die die vorgrimmische Normsprache sozial unterstützten, in den

⁴² DWB, Sp.VII.

⁴³ A.a.O., Sp.LXVIII.

⁴⁴ von See, a.a.O., S.88f. v. See schreibt ferner: „Eine ‚Geburt der Germanistik aus dem Geiste der Demokratie‘ hat es nie gegeben, allenfalls [...] eine Geburt ‚aus dem Geiste des Nationalismus‘.“ (A.a.O., S.89)

Vordergrund gerückt. Aber die Abstraktheit seines Volks kann man daran ablesen, dass die Stoffe für die „Kinder- und Hausmärchen“ aus der Oberklasse stammten und dass er Wörter wie „volkssprache“ eher abschätzig meinte. In der Tat entfernte sich das Wort „Volk“ immer mehr von der (von J. Grimm in den Vordergrund gerückten) Bedeutung, um schließlich als ein nationalistisches Symbol, als Ersatz des Nationalstaates, gegenüber fremden Nationen wie England oder Frankreich zu funktionieren. Obwohl er sich dieser Bedeutungsverschiebung von Volk bewusst war, benutzte er sie, um sich dem „nationalbewussten“ Bürgertum in der Mitte des 19. Jh.s anzuschließen, und plädierte weiter strategisch fürs „Volk“ im volkstümlichen Sinne.⁴⁵ Man kann jedoch den idealistischen Charakter seiner Handlungen auch im Fall der Göttinger Sieben erkennen.

Aus der obigen Betrachtung kann man schließen, dass die Geburt der Germanistik als einer modernen Wissenschaft den vieldeutigen und vagen Begriff „Volk“ als ihr Nebenprodukt hervorgebracht hat. Die Wörter wie „Volksgeist“ und „Volkskultur“, die von Herder stammten, fanden einen neuen Platz in der Grimmschen Welt.

Aber war die Koppelung „Philologie — Volk“ eine unvermeidbare Folge des Paradigmawechsels zur modernen Wissenschaft? Oder war sie auf die persönliche Strategie J. Grimms zurückzuführen?

Es ist schwer, auf diese Frage eine eindeutige Antwort zu geben. Immerhin soll man die folgenden Tatsachen beachten: Benecke, der Grimms Zeitgenosse war und zur Etablierung der deutschen Philologie ebenfalls viel beitrug, zeigte fast kein Interesse an „Kinder- und Hausmärchen“, also an dem Werk, wo die „volkstümlichen“ Elemente am deutlichsten in den Vordergrund treten.⁴⁶ Zudem verhielt sich Benecke negativ zu den Göttinger Sieben,⁴⁷ und sein Schüler Lachmann wies auf die Selbstgefälligkeit J. Grimms bei dieser Gelegenheit hin.⁴⁸

Wenn man diese Tatsachen in Betracht zieht, dann kann man vielleicht sagen, dass die Verbindung „Philologie — Volk“ nicht unvermeidbar war.

Aus der obigen Überlegung ergibt sich, dass J. Grimm an der folgenden Stelle die Ambiguität des Wortes „Volk“ ausnutzt, indem er den Gegensatz „Volk — Gelehrte“ mit dem „(deutsches) Volk — Ausland“ kreuzt — ein Beispiel seiner meisterhaften Rhetorik: „Durch warme theilnahme des volks allein ist die erscheinung dieses deutschen wörterbuchs möglich und sicher geworden, das im auffallenden gegensatz steht zu den wörterbüchern anderer landessprachen, die von gelehrten gesellschaften ausgegangen auf öffentliche kosten an das licht getreten sind, wie es in Frankreich, Spanien, Dänemark geschah;“⁴⁹ Und

⁴⁵ Anders als der beim Schreiben vorsichtige J. Grimm benutzte der (etwas ältere) „Sprachpurist“ Campe Ausdrücke wie: „eine reine und gebildete Sprache für den Aufschwung des Volksgeistes“. Hier stehen die Wörter „rein“ und „gebildet“ einerseits, die zum Denkschema des Gelehrtentums gehören, und das Wort „Volksgeist“ andererseits, das sich (von Herder stammend) im romantischen Zeitalter verbreitete, in einem Satz nebeneinander. In diesem Fall kann das Wort „Volk“ nicht als „einfache Leute“, sondern nur als „Nation“ interpretiert werden. J. Grimm würde keine solche — unvorsichtige — Äußerung machen. Campe war sich also der Nützlichkeit des Wortes „Volk“ à la Grimm gar nicht bewusst (vgl. Joachim Heinrich Campe, Wörterbuch der Deutschen Sprache. Erster Theil. A bis E, Braunschweig 1807, S.XXIII).

⁴⁶ Vgl. Bluhm, a.a.O., S.194.

⁴⁷ Vgl. von See, a.a.O., S.41.

⁴⁸ Vgl. a.a.O., S.46f.

⁴⁹ DWB, Sp.VIII.

selbstverständlich ist es ein „Philologe“, der auf diesen doppelten Gegensatz herabblickt.

HITOTSUBASHI UNIVERSITY